

er keine Anklage gegen Deutschland bisher an erster Stelle ge-  
füßt hat. Er räumt jetzt auch ein: Rußland hat mit den Feind-  
seligkeiten begonnen; es hat am 26. Juli 1914 seine Kriegs-  
vorbereitungen an der österreichischen und deutschen Front be-  
gonnen. Am 29. Juli hat es seinen ersten — auf ein Tele-  
gramm des zwischen Rußland und Oesterreich vermittelnden  
deutschen Kaisers wieder zurückgenommen — am 30. seinen  
zweiten allgemeinen Mobilisierungsbefehl erlassen. Nach die-  
sem zweiten Befehl hat Sazanow dem Chef der Mobilisierungs-  
abteilung die Anweisung erteilt: „Verschwinden Sie für den  
ganzen Tag, damit eine zweite Zurücknahme Sie nicht erreichen  
kann!“ Renouvin fährt fort: „Diese russische allgemeine Mobil-  
machung mußte in Frankreich gleiche Anordnungen und in  
Deutschland Gegenmaßnahmen zur Folge haben.“

In Belgien hat Vandervelde, der Mitunterzeichner des Frie-  
densdikts, am 14. Oktober 1926 den Ausspruch getan: „Es ist  
ein Jammer, daß Millionen Franzosen und Belgier immer noch  
an der Allensschuld Deutschlands festhalten wie an einem  
Dogma.“

In Chicago sind die Professoren Bernadotte E. Schmitt und  
Harry Elmer Barnes am 3. April 1926 zu einer öffentlichen  
Kriegsschuldaussprache zusammengetreten. Ein-  
nicht erzielt worden. Ihre Schlussätze aber lauten: „Schuldig  
sind alle Mächte. Der Krieg war eine Folge des Systems der  
Bündnisse und Rüstungen und des Umstandes, daß Europa nach  
dem Sturz von Bismarck keinen Staatsmann mehr gehabt hat,  
der einer Krisis ersten Ranges gewachsen gewesen wäre“  
(Schmitt), und „Mit der Kriegsschuld sind an erster Stelle  
Rußland und Frankreich belastet. Oesterreich hat einen allge-  
meinen Krieg nicht gewollt. Deutschland und England haben  
für den Frieden gearbeitet“ (Barnes).

Es mehren sich die Stimmen derer, die wie Barnes neue  
Anklagen erheben. Auf die Person, die in Frankreich heute  
wieder die Stelle des Ministerpräsidenten bekleidet, hat man  
im eigenen Lande das Wort geprägt: „Poincaré — der Krieg“,  
„Poincaré — der erste Totengräber Europas“.

Die Anklage, die kaiserliche Regierung habe den Krieg im  
geheimen vorbereitet und gegen unvorbereitete Nachbarn ent-  
setzt, ist vollkommen erschüttert. An der Allensschuld des deut-  
schen Volkes aber halten Millionen, und zwar keineswegs nur  
in Frankreich und Belgien, wie an einem Dogma fest, und das  
deutsche Volk muß weiterhin Qualen erdulden, denen nur die  
Macht der Gewohnheit hier und da die Eigenschaft des Uner-  
träglichsten genommen hat. —

In der Zwischenzeit hat sich noch etwas anderes zugegetragen:  
Unsere Ankläger haben erkannt, daß ihr Völkerbund ohne das  
in der Mitte Europas gelegene und wirtschaftlich und kulturell  
bedeutend gebliebene deutsche Volk ein Stückwerk ist und blei-  
ben muß. Deshalb ließ man bei der Aufnahme in den Völker-  
bund die Unwürdigkeitsurkunde Deutschlands fallen.

Der Ausnahmeakt vom 10. September 1923 hat sich sogar  
mit einem Anschein von Herzlichkeit vollzogen. Der franzö-  
sische Außenminister hat erklärt: „Fort mit den Gewehren,  
Mitrailleusen und Kanonen! Platz für die Veröhnung! Fran-  
zosen und Deutsche haben auf Schlachtfeldern ausreichenden  
Ruhm geerntet. Sie können jetzt Erfolge auf anderen Feldern  
suchen.“ Außerdem, der Völkerbund hat sich nach seinen Sat-  
zungen die Aufgabe gestellt, „zwischen den Völkern Beziehungen  
zu pflegen, die auf Gerechtigkeit und Ehre beruhen.“ Er ver-  
pflichtet seine Mitglieder zur gegenseitigen Achtung „ihrer ter-  
ritorialen Unversehrtheit und politischen Unabhängigkeit“, und  
in einen solchen Bund paßt das deutsche Volk so lange nicht hinein,  
als auf ihm ein schwerer moralischer Makel und ehrenrührige  
Strafen lasten.

Da durfte nun das deutsche Volk annehmen, daß die Auf-  
nahme in den Völkerbund eine stillschweigende Zurücknahme  
bedeute und daß der Ausnahmeakt ein baldiger Abbau der  
von den Anklägern verhängten Strafen folgen werde. Dieser  
Unterstellung hat der deutsche Außenminister Ausdruck gegeben.  
Er hat noch in Genf in seiner Rede vor der deutschen Presse  
erklärt: „Es gibt keine ausdrücklichere Zurücknahme der mo-  
ralischen Anschuldigung als diese Aufnahme.“

Darauf ein wiederholter und lebhafter Protest von Seiten  
der Ankläger, allen voran von „Poincaré — la guerre“, und  
dann ein Schweigen Deutschlands. —  
Was muß jetzt geschehen? Jedem Deutschen müssen fol-

gende Sätze voll zum Bewußtsein gebracht werden: Die Anklage  
unserer Feinde richtet sich sowohl gegen die alte Regierung als  
auch gegen das deutsche Volk, und sie ist von einer unerhörten  
Schärfe.

Die auf Grund der gemeinsamen Anklage verhängten „Stra-  
fen“ richten sich seit dem Sturz der kaiserlichen Regierung allein  
gegen das übrig gebliebene deutsche Volk. Deshalb ist es ein  
Ausfluß der größten politischen Unreife, wenn Glieder des deut-  
schen Volkes — wie es die Sozialdemokratie in den Jahren  
1920 und 1923 auf den Weltkongressen in Genf und Hamburg  
und neuerdings mit der Verbreitung eines Aufsatzes von Eduard  
Bernstein getan hat — in blindem Parteihaf für die Anklage  
gegen die kaiserliche Regierung eintreten.

Sind jedem Deutschen diese Sätze voll zum Bewußtsein ge-  
bracht, dann wird das deutsche Volk geschlossen die Anklage  
als eine Lüge bezeichnen, dann wird das deutsche Volk nicht  
nur geschlossen, sondern auch tagtäglich immer wieder die For-  
derung nach einem die Kriegsschuldfrage entscheidenden unpar-  
teitischen Gerichtshof laut in alle Welt schreien und zu seinem  
„celorum censeo“ machen. Dem aber werden unsere Ankläger  
nicht widerstehen können.

## Generalmajor a. D. v. Wrisberg †.

Tragischer Tod des Generals.

Generalmajor a. D. Ernst von Wrisberg ist im Alter  
von 68 Jahren unter eigenartigen Umständen einem Herz-  
schlag erlegen. Er hatte als Vertreter des Ostmarken-  
vereins in Begleitung mehrerer anderer Herren am Wis-  
marck-Denkmal vor dem Reichstag einen Kranz  
niedergelegt und darauf eine Ansprache gehalten. Als ein  
Polizeibeamter ihn darauf aufmerksam machte, daß im  
Bannkreis Ansammlungen und Ansprachen verboten seien,  
setzte er trotzdem seine Rede fort, worauf ihn der Beamte  
aufforderte, sich mit ihm zur Wache zu begeben. Der  
General leistete dieser Aufforderung auch Folge, brach aber  
nach ungefähr zwanzig Schritten plötzlich tot zusammen.

Nach einer anderen Darstellung, die von Teilnehmern  
der Kranzdeputation gegeben wird, hat der General seine  
Rede sofort abgebrochen, wurde aber trotzdem von einem  
Schubobeamten am Arm gepackt. General von Wrisberg  
soll den Schubobeamten dreimal aufgefordert haben, ihn  
loszulassen. Als der Beamte dies nicht tat, bemächtigte  
sich des Generals eine solche Erregung, daß er, etwa  
20 Meter vom Denkmal entfernt, umfiel. Dieser Vor-  
gang am Wismarck-Denkmal dürfte noch ein parla-  
mentarisches Nachspiel haben, da die deut-  
sch-nationale Fraktion des Preussischen Landtages den preu-  
ßischen Innenminister in dieser Angelegenheit inter-  
pellieren wird.

General von Wrisberg, der in Schwerin geboren  
wurde, war lange Zeit im Kriegsministerium beschäftigt  
und hat auch wiederholt in Vertretung des Kriegsministers  
im Reichstag in die Militärdebatten eingegriffen.  
Im Jahre 1920 trat er an die Spitze des deutschen Ost-  
markenvereins, dem er mit großer Liebe diente. Von  
seinen Schriften ist besonders das Werk „Auf dem Wege  
zur Revolution“ bekanntgeworden.

## Der Tod des Generals v. Wrisberg vor dem Preussischen Landtag.

In der fortgesetzten Einzelberatung des Haushalts des  
Innenministeriums nimmt Minister Erzzeinstück Stellung  
zu dem Vorfall am Wismarck-Denkmal vor dem Reichstage,  
bei dem General v. Wrisberg zu Tode kam. Der Minister  
teilt mit, daß Herr v. Wrisberg, der Aufforderung des dien-  
stlichen Schubpolizeibeamten, gemäß den Bestimmungen des  
Gesetzes über die Verhinderung der Gebäude des Reichstaats und

der Landtage, seine Rede vor dem Reichstagsgebäude, also  
innerhalb des Bannkreises, zu unterbrechen, keine Folge ge-  
leistet habe. Der Minister bedauert den Tod des Herrn von  
Wrisberg und diesen ganzen Vorfall ganz außerordentlich.  
Vielleicht wäre es doch zweckmäßig gewesen, dem Beamten  
angesichts des heutigen Geburtsfestes von Bismarck Weisungen  
dahin zu geben, daß kleinere Beiseitern unbeanstandet  
bleiben, wenn sie den Verkehr und die öffentliche Ruhe und  
Ordnung nicht stören. Der Polizeipräsident von Berlin hat  
sich nach der Reichstagslage und auch der Konsequenzen wegen  
dazu jedoch nicht veranlaßt gesehen.

Die Erklärung des Ministers wurde zur Besprechung  
gestellt.

Hg. Dr. von Winterfeld (Dtn.) stellt mit Begründung  
fest, daß auch der Minister den Vorfall bedauere. Zu diesem  
Vorfall hätte es nicht kommen brauchen, da General Wrisberg  
in früheren Jahren ungehindert die kurze Feier am Wismarck-  
Denkmal habe begehen können. Der Polizeipräsident müsse für  
künftige Wismarck-Ferien am 1. April Ausnahmen zulassen.

Innenminister Erzzeinstück ergänzt in einer Erklärung seine  
Ausführungen über die Vorgänge am Denkmal dahin, daß  
nach einer neueren Darstellung General von Wrisberg nur  
mit einigen Worten eine Kranzniederlegung habe beabsich-  
tigen wollen. Treffe diese Darstellung zu, dann habe der Beamte  
unrichtig gehandelt, der die Kranzniederlegung nicht hindern  
durfte. Der Beamte hätte den General auch lediglich nach  
seinem Namen fragen dürfen. Treffe die neue Darstellung zu,  
so sei der Beamte zu bestrafen.

Das Haus verlag sich.

## Englisches Ultimatum an China?

Ein entscheidender Augenblick erreicht.

Nach Londoner Blättermeldungen wird England an  
die Kantonregierung ein Ultimatum richten, in dem  
Schadenersatz und Genugtuung für die Ermordung eng-  
lischer Staatsbürger gefordert werden wird. Außerdem  
soll über gemeinschaftliches Vorgehen zwischen England,  
Amerika und Japan verhandelt werden. Nach dem „Daily  
Herald“ ist bei Nichterfüllung des Ultimatus die  
Blockade aller Häfen geplant, die von Kantonese-  
n besetzt sind.

Nach dem „Daily Telegraph“ herrscht in britischen  
Amtlichen Kreisen eine sehr ernste Auffassung über die letzte  
Entwicklung in Schanghai und am Jangtse im all-  
gemeinen. Berichte von Konsulats-, Militär- und Marine-  
behörden lassen die Tatsache hervortreten, daß ein ent-  
scheidender Augenblick erreicht und die Zeit ge-  
kommen ist, wo die zunehmenden Übergriffe der kantonese-  
schen Behörden und Truppen ernstlich zurückgewiesen  
werden müßten, wenn sie nicht höchst gefährliche Formen  
und Ausmaße annehmen sollen. Im Lichte dieser Berichte  
ist es nicht überraschend, daß der Staatssekretär für Krieg  
eine lange Besprechung mit Chamberlain hatte. In Re-  
gierungskreisen herrscht die Ansicht, daß es nicht nur an-  
sich unzulässig wäre, sondern einen nicht wieder gutzu-  
machenden Schaden für die Sache und die Rechte der Zivi-  
lisation bedeuten würde, wenn die Verbrechen an britischen  
und anderen ausländischen Frauen ungeahndet blieben.

## Noch kein Mächte-Ultimatum an Kanton.

London, 1. April. Das englische Kabinett beschäftigte sich  
heute abend wieder mit der Lage in China und dem bereits ver-  
führt gemeldeten Mächte-Ultimatum an Kanton. Bisher ist  
seitens Englands, Amerikas und Japans noch kein Ultimatum  
an die Kantonregierung abgegangen.

## Um Hans Gildenherz

Roman von Woltg. Marken

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meißner, Werdau, Sa.

5) (Nachdruck verboten)

„Wie lange waren Sie nicht in der Heimat, lieber  
Freund?“

Hein Drommel überlegte. „Achtzehn Jahre, Herr Graf!“

„Achtzehn Jahre? Da müssen Sie schon sehr früh der  
Heimat den Rücken gekehrt haben.“

„Ja! Gleich nach meiner Militärzeit.“

Friedrich Karl las in dem offenen Gesicht des Riesen wie  
in einem Buche. Er wußte, daß ihn schwerste Enttäuschungen  
aus der Heimat getrieben haben mußten.

Langsam, ihn fest anblickend, sprach er: „Ich glaube Ihnen,  
Hein Drommel, daß Sie ein Schwermes in der Heimat durch-  
lebten, so daß Sie sich veranlaßt fühlten, unserem schönen  
Deutschland den Rücken zu kehren. Aber ist denn die Hei-  
mat an Ihrem Unglück schuld gewesen? Hat Sie die Hei-  
mat nicht wieder gewonnen, wie den lange ausgebliebenen  
Sohn, als Sie die deutsche Erde betraten?“

Friedrich Karl sah, wie der Riese mit sich kämpfte. „Ja,  
ja!“ stieß er dann hervor. „Ich hab's gefühlt, als ich wieder-  
kam. Die Sehnsucht nach der Heimat, die mich achtzehn  
Jahre quälte, kam über mich. Ich hab' geheult als ich durch  
Deutschlands Wälder fuhr. Als ob die achtzehn Jahre  
nutzlos gelebt worden wären, so schien es mir. Ach, die  
Heimat!“

„Bleiben Sie hier, Hein Drommel. Ich brauche solche Kerle  
wie Sie.“

Der Riese schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Herr Graf.  
Ich habe meinen Herrn dort drüben, der in bitterer Not  
steht. Ich muß zu ihm zurück.“

Friedrich Karl reichte ihm die Hand, die der Riese herzlich  
drückte.

„Das ist recht so! Denken Sie aber daran, daß Sie mir  
immer willkommen sind. Ein Wort ist ein Wort.“

„Ein Wort ist ein Wort! Haben Sie Dank, Herr Graf.“

„Sobald Herr Morefield Sie anhören will, lasse ich Sie  
rufen. Ich will nach ihm sehen. Vertreiben Sie sich in-  
zwischen die Zeit nach Belieben.“

Ein freundliches Nicken des Hauptes und Hein Drommel  
stand allein. Er setzte sich wieder an den Kaffeetisch und aß  
noch einige Scheiben der delikaten Stolle. Dann stand er auf  
und wollte in den Hof gehen. Als er durch die Türe schritt,  
mußte die Mamsell, die eben eintreten wollte, zurückweichen,  
denn Hein Drommel war zu breit. Den Kopf mußte der Riese  
noch einziehen, sonst hätte er mit dem Balken Bekanntschaft  
gemacht.

„Sie sind aber ein Kerl!“ sagte die nicht allzu klein geratene  
Mamsell bewundernd. „Wo Sie herkommen, da müssen die  
Stuben doch doppelt so hoch sein.“

„Meine Stubendecke ist oft der Himmel“, antwortete Hein  
verträumt.

„Wohin wollen Sie denn, Herr? — Wie heißen Sie  
eigentlich?“

„Hein Drommel!“

„Ach bin die Mamsell und heiße Minna Baaner.“

„Minna Wagner?“ wiederholte er, so artig wie es der  
Hinterwälder hervorbringen konnte. „Ein schöner Name.  
Und der Kuchen ist sehr gut, Fräulein Wagner.“

Sie lächelte geschmeichelt. „Es ist unser Christstollen. Ich  
bake alle Jahre für die Herrschaft und für uns bald fünfzig  
Stollen.“

Er nickte freundlich. Daß er etwas geistesabwesend war,  
ermerkte die Mamsell gar nicht. „Wo wollen Sie denn hin,  
Herr Drommel?“

„In den Hof, Fräulein Wagner. Mal Luft schnappen.  
Und wenn ich kann, dann will ich mich ein bißchen nützlich  
machen.“

Er ging die Stufen hinauf, die vom Flur vor der Gesinde-  
stube auf den Hof führten vor die Tür.

Ein fröhliches „Guten Morgen!“ schallte ihm von den Arbei-  
tenden entgegen, das er dankbar wie ein Kind erwiderte.

Wie einen Heimatgruß empfand er das „Guten Morgen!“  
Und er hatte den Drang, den Menschen, die ihn so freundlich  
grüßten, etwas zu Liebe zu tun, ein paar gute Worte zu  
sagen oder... ja was nur? Er war so hilflos in allen  
Dingen des Lebens.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte er freundlich den Rutscher  
Johann.

„Lassen Sie nur, Herr —!“

„Hein Drommel heißt ich!“

„Hein Drommel! Sehr angenehm! Es ist nicht notwendig.  
Wir schaffen es schon.“

„Ne, ne. Sie haben sich gestern so abgeplagt. Kre-  
iert mir' ich draußen, wenn Sie mich nicht hereingehafft  
haben.“

Da gab man ihm eine große Schneehaufel. Hein legte mit  
der Arbeit los — und alles andere blieb vor Staunen still  
stehen.

Hein legte los, als solle der Hof in zehn Minuten zum  
Tanzsaal gefegt werden. Mit Bärenkräften ging er an die  
Arbeit heran, der Schnee wirbelte nur so in die Höhe und  
mächtige Berge türmten sich vor ihm.

„Wir müssen ihn doch einmal fragen, ob er vereidigter  
Schneeschipper ist,“ sagte der Gärtner.

Natürlich riß das Arbeiten Hein Drommels die anderen  
mit. Keiner wollte zurückstehen und bald lag der Schnee  
an der Mauer.

Nun aber zeigte Hein Drommel erst, was er konnte. Eine  
Riesenladung nach der anderen, Zentner um Zentner Schnee  
verschwand über die Mauer.

Als er eben die letzte Fuhrer Schnee bewältigen wollte, da  
fühlte er mit einem Male, wie ihn jemand an dem Oberrock  
zupfte.

Er wandte sich rasch um und sah ein reizendes, süßes,  
kleines Mädelchen vor sich stehen, das ihn mit hellen Augen  
ansah.

Es war die kleine Marie-Anne.

„Bist du der große Onkel Dommel?“ fragte ihn eine süße  
Stimme.

Hein nickte wie geistesabwesend und sah voll scheuer Ehr-  
furcht auf das Kind. Eine unbewingbare Sehnsucht, das  
holde Wesen an sich zu reißen und zu küssen, überkam ihn,  
aber er wagte es nicht. Er fürchtete es zu erdrücken.

„Wenn du der Onkel Dommel bist, dann mußt du  
mitkommen. Bati hat gesagt, ich soll dich holen.“

„Wie hast du mich denn gefunden?“

„Ganz aut. Onkel. Bati hat gelaht. Du wärst so groß, noch

viel, viel größer als Bati. Da hab' ich dich gleich gefunden.“  
Einträchtig gingen sie Hand in Hand über den Hof.

„Wo kommst du denn her, Onkel?“ fragte die neugierige  
Marie-Anne wieder.

„Aus Amerika, mein Kind.“

„Amerika?“ Sie tat als ob sie überlege. „Amerika liegt  
das im Mond, Onkel?“

„Nein, Kind,“ sagte Hein lächelnd. „Vielleicht kommt es  
aber noch einmal dorthin.“

„Ach ich hab' bloß gedacht, Onkel, du bist so groß und der  
Mann im Mond, hat mir Bati erzählt, der is' auch so groß.“

„Da hast du nun gedacht, ich bin der Mann im Monde,“  
lachte der Riese.

„Ja, Onkel, du siehst so aus.“

Als sie dicht vor dem Herrenhaus standen, blieb Marie-  
Anne still stehen.

„Onkel,“ sagte sie dann, „jezt kommen viel Stufen.“

Hein nickte und versuchte weiterzugeben, aber Klein Marie-  
Anne streifte. Sie hatte noch was auf dem Herzen.

„Onkel, du bist doch so stark!“ sagte sie dann fast zärtlich.  
Er nickte, begriff aber immer noch nicht, auf was der kleine  
Bildling hinauswollte.

„Onkel, wenn du stark bist, dann kannst du doch auch viel  
— viel Schnee tragen. Ja! Kannst du auch viel anderes  
tragen?“

Da endlich begriff er, was der kleine Robold wollte. Sachte  
hob er sie empor.

Als er, auf dem Arm Marie-Anne, in die Diele getreten  
war, setzte er sie behutsam nieder. Marie-Anne faßte ihn  
an der Hand und beide traten zu Friedrich Karl, der bei  
ihrem Eintritt aufgestanden war und ihnen entgegenkam.

„Da bringst du ja Herrn Dommel, Bati!“

Friedrich Karl lachte herzlich auf und küßte sein Mädelchen  
auf die Stirn. „Du bist ein tüchtiges Mädelchen. Aber  
jezt gehst du zu Mutti, denn Bati muß mit Onkel Dommel  
reden. Bist folgbar.“

Sie nickte eifrig und glücklich und trippelte zur Tür hinaus.  
„Bitte nehmen Sie Platz, Herr Dommel,“ bat Friedrich  
Karl, als sie allein waren. Als sie einander gegenüber saßen,  
sagte er ernst: „Sie haben es gut getroffen, und es war recht,  
daß Sie ihr Leben aufs Spiel setzten, um Ihre Mission aus-  
zuführen, denn vielleicht wären Sie morgen nicht mehr zur  
rechten Zeit gekommen. Herr Morefield ist sehr, sehr krank.  
Seit meiner Rückkehr ist ein Kräfteverfall bei Herrn More-  
field eingetreten, der so rapid vorwärtsschreitet, daß wir nicht  
wissen, ob das Ende nicht ganz nahe ist.“

Hein Drommel sah wie vom Donner gerührt. Er war blaß  
bis in die Lippen geworden und seine großen, schweren Hände  
zitterten.

„Herr Morefield ist — krank?“

„Todkrank, Herr Dommel.“

„Dann kann ich ihn wohl nicht sprechen?“ würgte der Riese  
hervor.

„Doch! Ich gehe jetzt mit Ihnen zu Herrn Morefield. Sie  
müssen mir aber versprechen, daß Sie ganz ruhig sind und  
den Kranken nicht ohne Not anstrengen werden.“

Der Riese nickte. Dann standen sie auf. Hein Drommel  
wankte wie ein Trunkener, dann riß er sich zusammen und  
schritt ruhig neben Friedrich Karl her. Der fühlte, was in  
der Seele des Riesen vor sich ging. So nahe am Ziel, stand  
er Höhenquales aus, daß jetzt alle Mühe vergebens gewesen  
sein könnte.

(Fortsetzung folgt.)